

Erlebnisse im erschöpften Wien.

Auskunft in den Juwelengeschäften: Verdoppelung des Umsatzes im Vergleiche mit dem Vorjahre. Ergebnis der Nachfrage in den Modegeschäften: Der Umsatz war im November anderthalbmal so groß wie im Vorjahre. Aus den Schuhgeschäften: Die Damenschuhe sind luxuriöser als jemals zuvor. In den großen Warenhäusern: Der Umsatz ist fast so normal wie in den Friedensjahren.

Wien, 11. Dezember.

Die Feindseligkeit gegen den Luxus ist beinahe so alt wie das menschliche Geschlecht. Epikur, der Schöpfer der Glückseligkeitslehre, hat die Genüsse unterschieden in natürliche und notwendige, die wir ohne Schmerzhaftigkeit nicht entbehren können; ferner in natürliche, aber nicht notwendige, wozu der griechische Philosoph auch die Liebe zählt. Der Luxus, die Leppigkeit, der Prunk und der Glanz sind jedoch nach seinem strengen Urteile weder natürlich, noch notwendig. Wir möchten uns heute in diesen Streit, der durch die Jahrtausende geht, nicht hineinverirren. Der Einfluß des Hasses gegen den überflüssigen Aufwand war nur gering und hat die Sitten wenig verändert. Der Luxus ist nicht selten hinter dem Sarge der Gegner einhergeschritten und war stärker als Gesetz, Kirche und Tadel. Goethe hat mit dem Auge des Dichters seine Dorothea gesehen: Genügsam scheint das Mädchen und tätig und so gehört ihr die Welt an. Genügsam und tätig sind die Mädchen in der heutigen Gesellschaft weit mehr als in irgendeinem Abschnitt der Geschichte. Sie schaffen vom Morgen bis zum Abend, pflegen die Kranken, helfen im Wohltun und sind zum Erhalten der wirtschaftlichen Betriebe oft gar nicht zu entbehren. Wenn aus den Erregungen des Krieges ein großer Dichter herauswachsen sollte, würde er die Dorotheen in den Straßen, in den Schreibstuben, in den Werkstätten und auch in den häuslichen Familienpflichten erkennen und uns mehr erzählen von den genügsamen und tätigen Mädchen, als von armen, mit glänzenden Flügeln umherflatternden Faltern, die in den Blüten der Leidenschaft versinken. Da so viel Entfagung und Hingabe sich uns täglich zeigen, können wir nicht so griesgrämig sein, den jungen Geschöpfen vorzuwerfen, daß ihre Schuhe vielleicht nicht im richtigen Verhältnis zum Einkommen und zum Ernste der Zeit sind und daß der Rock ein bißchen kurz zugeschnitten wird, damit er die hübschen Stoffeinsätze in den Stiefeletten nicht verhülle, und daß auch die Bluse teurer ist, als nach den herben Grundsätzen der Sparsamkeit und der gelehrten Einteilung der Genüsse durch Epikur zulässig wäre.

Die Ansichten über den Luxus haben sich durch tiefere Erkenntnisse vom Wesen der Gesellschaft stark geändert. Die Verachtung des rohen Aufwandes ist noch größer als früher. Durch Ueberladung sich auffällig machen, das Geld durch widersinnigen Gebrauch zur Schau tragen, ist geradezu anstößig geworden. Ein Luxus ohne geistigen Zusatz, ohne Verfeinerung durch wirkliches Behagen, durch Komfort oder Kunst wirkt aufreizend. Wenn die Fürstin Dimitri Woronzow Havannazigarren, das Stück zu achtzehn Mark, raucht, der amerikanische Millionär James Korbett in wenigen Monaten mehrere hunderttausend Dollars für seine Unterhaltung verstreut, die Beispiele sind von Bode, haben wir für so niedrigen Geschmack nur Geringschätzung. In dem Luxus unserer Tage sind jedoch mannigfache Elemente vermisch, die nicht einheitlich und gleichartig beurteilt werden können. Der Luxus stößt häufig auf dieselben Gegenströmungen wie der Reichtum, von dem Schopenhauer sagt, er gleiche dem Seewasser; je mehr einer davon trinke, desto größer werde der Durst, genau so wie beim Ruhme. Das Wort ist hübsch zugespitzt, aber der es gefunden hat, bekannte offen seine Freude, daß er in wahrer Unabhängigkeit leben könne. Er sagte, das sei ein unschätzbare Vorzug, die Loslösung von der dem menschlichen Leben anhängenden Bedürftigkeit und Plage. Nur durch diese Günst des Schicksals sei man als Freier geboren, und sie erlange den höchsten Wert, wenn das Vermögen dem zugewallen ist, der, mit geistigen Kräften höherer Art ausgestattet, Bestrebungen verfolgt, die sich mit dem Erwerbe nicht wohl vertragen. Der Luxus in der Gegenwart ist jedoch heimeswegs bloß die Eigentümlichkeit der Reichen, und seine tiefsten Quellen sind in Stimmungen, die mit den stärksten

Triebkräften unserer Gesellschaft zusammenhängen. Er ist Massenercheinung geworden, weil der Hang zur Gleichheit sich zur herrschenden Macht entwickelt hat. Die Frauen haben das Gefühl, von ihrer Klassenstufe herabzusteigen, wenn sie in der Kleidung und in manchen Lebensgewohnheiten sich auffällig von den Wohlhabenden unterscheiden. Von diesem Gefühle sind alle Stände geleitet, und niemand wird bestreiten, daß in solchen Empfindungen sich etwas regt, was von der Gesamtheit der Einflüsse, unter denen wir leben, kaum losgelöst werden kann. Selbst die Rechnungen über einen sparsamen Haushalt haben Ziffern, deren Ursprung deutlich auf den Drang zur Gleichheit, auf den Wunsch hinweist, sich nicht durch die Form der Kleidung oder durch ähnliche Merkmale von anderen Menschen abzuheben. Das mag früher Luxus gewesen sein, jetzt gehört es beinahe zu den Genüssen und zu den Einkommensverwendungen, von denen Epikur meinte, daß sie natürlich und notwendig seien.

Der Luxus hat als Massenercheinung auch einen seelischen Grund. Das Schicksal hat der jetzigen Gesellschaft die Pflicht auferlegt, den eigenen Leib zu den schwierigsten Versuchen herzugeben und Antwort auf Fragen zu finden, die uns als Erbteil vieler Geschlechter überkommen sind. Wir haben mehr zu leiden als früher, und deshalb ist auch das Bedürfnis nach einigen erfrischenden Tropfen von Freude und Glück schwerer zu unterdrücken. Freude und Glück, oft mögen sie nur ein farbige Band im Haare, eine Schleife am Gürtel, ein Ring am Finger, eine Keite um den Hals oder eine Busennadel sein. Vielleicht auch ein Abend im Schauspiel oder einige Stunden in den hellerleuchteten Räumen eines Kaffeehauses, irgend etwas Besonderes, das hinausführt aus der Eintönigkeit des harten Lebenszwanges. Der weise Epikur hätte, wenn er in unserer Mitte gewesen wäre, solchen Verbrauch nicht in die Genüsse eingereiht, die weder natürlich, noch notwendig sind. Aber wir müssen im jetzigen Kriege den Luxus unter einem ganz neuen Gesichtspunkte betrachten. Es dürfte wohl einen Luxus der Erschöpfung geben. Wir hören alle Tage, daß Wien und Oesterreich, vom Mangel getrieben, niederbrechen werden. Die Engländer und die Franzosen sind offenbar einem Naturgesetze auf der Spur, daß Männer und Frauen, wenn sie empfinden, daß ihre letzte Stunde durch Erschöpfung sich nähert, schnell zum Juwelenhändler laufen, um sich für den Rest des irdischen Daseins mit kostbaren Steinen, mit Diamanten und Perlen zu schmücken. Während jeder von uns darüber grübelt, welche Ursachen das Wachsen der allgemeinen Verbrauchsmenge im siebzehnten Monat des Krieges erklären, und die Grenze zwischen echter und scheinbarer Wohlhabenheit ziehen möchte, versichern die Feinde, um ihre eigenen Völker zu täuschen, beständig, daß Wien verkümmere.

Die Geschwisterschaft von Krieg und Not ist hierzulande nie geleugnet worden, und der Wiener mit seinem offenen Kopf und dem hellen Sinn wäre solchem Volksbeiruge auch gar nicht zugänglich. Das Hinterland hat auch einen Krieg zu führen, oft nicht minder schmerzreich als der an der Front. Die Lebensgewohnheiten sind verändert und manches wird schwer erreichbar, was täglicher Bedarf ist, den wir früher achtlos wie die Luft hingeworfen haben, weil die Befriedigung durch unerschöpfliche Vorräte verbürgt schien. Aber die Berichte der Kaufleute und Industriellen über die Umsätze in den letzten Monaten sind nicht einfach durch den Hinweis auf die Gewinne der Kriegslieferanten und Besitzer von Rohstoffen und Halbfabrikaten zu erklären. Die vielen Milliarden, die der Krieg verzehrt, haben einen Niederschlag in weiteren Kreisen, der sich fühlbar macht, mögen auch die späteren Folgen für alle Teile des Volkes drückend werden. Die Erfahrungen aus der Geschichte der Umlaufsmittel wiederholen sich, die Anregungen stellen sich ein und der Reiz wirkt. Wie unbegreiflich ist jedoch, daß der Glaube an die Erschöpfung sich noch immer nicht erschöpft! Die Feinde werden doch nicht ernsthaft meinen, daß in einem Volke, dem nach der Einteilung des Epikur die natürlichen und notwendigen Genüsse, der nackte Lebensunterhalt fehlen, die vielbeachtete Reizung entstehen kann, den Ueberfluß auszudehnen. Warum soll jedoch der wunderbare Siegeszug der beiden Kaiserreiche und ihrer Verbündeten nicht ein gesteigertes Lebensgefühl, nicht einen wachsenden Frohmuth und nicht ein befestigtes Vertrauen in die Zukunft hervorrufen? Wenn zur Weihnachtszeit die alte Sitte bleibt, Geschenke den Frauen, den Kindern und den Freunden zu rüsten und durch die Stadt sich die Arbeitsamkeit und das Vorkosten des Glückes, zu geben, verbreitet und die Verdrossenheit verschucht, wäre der kein Menschenfreund, der dieses stille Weben der Freude nicht als Mittel ansähe, uns für die Kriegsjorgen tragfähiger zu machen.